

Lynchjustiz und Bürgerrechte

Barack Obama hat die Rassenkonflikte in den USA nicht entschärfen können. Das historische Erbe wog zu schwer, die Gräben waren zu tief. Der Heidelberger Historiker Manfred Berg untersucht, warum der Versöhner die Spaltung der Amerikaner nicht überwand.

von Gesa Coordes



Foto: Pete Souza/White House

Im Kreis von Bürgerrechtlern: Barack Obama diskutiert über die Ausschreitungen in Ferguson

Serie

In der Rubrik **forschen & wirken** stellt die duz Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vor, die sich mit ihrer Forschung auf die Suche nach Lösungen für die großen gesellschaftlichen Probleme unserer Zeit machen.

Als Barack Obama zum ersten afroamerikanischen US-Präsidenten gewählt wurde, war Manfred Berg enthusiastisch. „Das war eine Zäsur, die viele nicht für möglich gehalten hatten“, sagt der 57-Jährige. Schließlich ist es gerade einmal ein halbes Jahrhundert her, dass die Rassentrennung in den USA aufgehoben wurde. Der 44. Präsident war als Versöhner angetreten, wollte den Rassenkonflikt hinter sich lassen. Nach acht Jahren Amtszeit hat er nach Einschätzung Bergs eine hervorragende wirtschaftliche Bilanz vorzuweisen. Sehr erfolgreich habe er die schwere Finanzkrise bekämpft. Profitiert hätten die Schwarzen auch von der Einführung der allgemeinen Krankenversicherung. Doch die Hoffnungen auf eine Verbesserung der Beziehungen zwischen weißer und schwarzer Bevölkerung konnte er nicht erfüllen.

Im August 2014 erschoss ein weißer Polizist in Ferguson, Missouri, einen unbewaffneten jungen Schwarzen und kam ohne Anklage davon. Im April 2015 erlitt ein 25-jähriger Afroamerikaner bei seiner Verhaftung in Baltimore tödliche Verletzungen. Die Fälle lösten wütende Proteste und Krawalle aus. Dass die rassistische Gewalt nicht nachließ, erklärt Manfred Berg mit der amerikanischen Geschichte: Die USA haben 250 Jahre Sklaverei,

gefolgt von 100 Jahren Rassentrennung, hinter sich. „Die Rassenkonflikte sind so tief verwurzelt und die Gräben sind so tief, dass die Vorstellung, sie könnten durch einen Versöhner geschlossen werden, leider eine Illusion ist“, sagt der Wissenschaftler. Seit mehr als 150 Jahren werde die amerikanische Gesellschaft durch „race riots“ erschüttert, was meist mit Rassenunruhen übersetzt wird. Berg nennt den Ausdruck einen „Euphemismus“: Bis Mitte des 20. Jahrhunderts habe es sich um pogromartige Ausschreitungen weißer Mobs gegen schwarze Wohnviertel gehandelt. Dabei hätten oft schon Gerüchte ausgereicht, nach denen ein Schwarzer eine weiße Frau sexuell belästigt habe. Mit Strafverfolgung mussten die Aggressoren fast nie rechnen.

Seit den Ghetto-Unruhen der 1960er-Jahre habe sich das Muster verändert, berichtet Berg. Alle großen Rassenunruhen der vergangenen Jahrzehnte seien durch brutale Übergriffe der Polizei ausgelöst worden. So starben 18 Menschen im Mai 1980 bei Ausschreitungen, nachdem ein weißes Geschworenengericht vier weiße Polizisten freigesprochen hatte, die einen Schwarzen totgeprügelt hatten. 50 Menschen kamen bei den „L.A. riots“ zu Tode, nachdem weiße Polizisten dabei gefilmt wurden, wie sie einen afroamerikanischen Verdächtigen zusam-

menschlügen. „Ohne Gerechtigkeit kein Frieden“ laute die Losung, die bis heute aktuell sei. Dass weiße Polizisten für Übergriffe nicht zur Verantwortung gezogen werden, gehöre zu den prägenden historischen Erfahrungen der afroamerikanischen Minderheit, so Berg.

Die USA seien stark auf rassischen und ethnischen Identitäten aufgebaut. Als der heutige Präsident Donald Trump über Obama behauptet habe, dieser sei gar kein Amerikaner, habe er eigentlich gemeint, dass ein schwarzer Mann nichts im Weißen Haus zu suchen habe. Obamas Handlungsspielraum sei viel kleiner gewesen, als dies bei einem weißen Präsidenten der Fall gewesen wäre. „Er stand immer unter dem Verdacht, Klientelpolitik auf Kosten der weißen Mehrheit zu betreiben“, sagt Berg.

Nicht länger das Land des weißen Mannes

Zugleich funktioniert die amerikanische Politik eigentlich nur, wenn über Parteigrenzen hinweg kooperiert wird. Doch darauf wollten sich die Republikaner unter Obama nicht einlassen. Sie stimmten nicht einer einzigen Gesetzesvorlage des schwarzen Präsidenten zu. Nach Bergs Überzeugung beruht dies auf einer Radikalisierung von Teilen der weißen Bevölkerung, die sich mit einem schwarzen Präsidenten nicht abfinden wollten. Dahinter stecke auch Angst. 1960 waren noch 90 Prozent der Amerikaner weiß. Bevölkerungsprognosen gehen davon aus, dass sie bis Mitte des Jahrhunderts keine demografische Mehrheit mehr stellen werden. „Damit wird die weiße Vorherrschaft infrage gestellt. Amerika ist dann nicht länger ein Land des weißen Mannes“, sagt Berg. Deswegen sei Einwanderung so ein großes Thema. Und hinter Trumps Wahllogan vom großen Amerika stecke eigentlich „Make America white again“.

Der Historiker gehört zu denjenigen, die mit Trumps Sieg zumindest gerechnet haben: „Er ist Präsident geworden, weil er die weiße Wut mobilisiert hat.“ Folgerichtig hatte Trump unter den Schwarzen weniger Unterstützer als in jeder anderen ethnischen Gruppe. Sie halfen ihm allerdings durch Wahlabstinz. Berg sieht den neuen US-Präsidenten nun „mit großer Besorgnis“. Er scheut sich auch nicht, Trump als einen „egoman strukturierten Menschen mit Tendenz zum Größenwahn und relativ geringer Impulskontrolle“ zu bezeichnen. Nun hofft er, dass sich Justiz und Kongress nicht von Trump dominieren lassen. Der Ausgang sei jedoch offen. ■

Gesa Coordes
ist Journalistin in Marburg.

DER FORSCHER

Manfred Berg

Dass afroamerikanische Geschichte zu seinem Schwerpunkt wurde, erklärt Manfred Berg mit seiner Zeit in Washington. Nach der Promotion über Gustav Stresemanns Amerikapolitik und seiner Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter am John-F.-Kennedy-Institut in Berlin ging er 1992 für fünf Jahre an das Deutsche Historische Institut der US-amerikanischen Hauptstadt. Washington war damals eine schwarze Metropole. Bis heute stellen die Afroamerikaner mehr als die Hälfte der Einwohner. Es gab Gegenden, in die man abends besser keinen Fuß mehr setzte. Auch in seinem eher gemischten Stadtviertel hörte er regelmäßig Schüsse von sich bekriegenden Banden. „Vor Ort wird klar, wie zentral die Frage der Rassenbeziehungen für die amerikanische Geschichte ist“, sagt Berg. Bei seinen Recherchen stieß er auf die schwarze Bürgerrechtsorganisation NAACP, die bis dahin wissenschaftlich kaum erforscht war. Sie ist zwar die älteste und größte politische Gruppierung ihrer Art, galt aber als „wenig sexy“, als wenig spannende liberale Mainstreamorganisation. Unter dem Titel „Die NAACP und das Wahlrecht für Afroamerikaner“ wurde sie zu Bergs Habilitationsthema.

Foto: privat



Heute ist der Historiker einer der profiliertesten Amerikakenner Deutschlands. Seit 2005 lehrt er auf der Curt-Engelhorn-Professur für Amerikanische Geschichte an der Universität Heidelberg. Er forscht über Rassismus, Bürgerrechte, afroamerikanische G.I.s, Präsident Wilson und hat 2014 ein viel beachtetes Buch über Lynchjustiz in

den USA vorgelegt. Dass bis heute vor allem Afroamerikaner Opfer von Waffengewalt werden, ist demnach eng verknüpft mit der Jahrhunderte lang praktizierten Lynchjustiz. „Das sind schmerzliche Quellen“, sagt Berg. In manchen Fällen wurden Schwarze bei lebendigem Leib verbrannt. In anderen ließen sich die Täter mit den Leichenteilen fotografieren. „Da beschleicht einen das Gefühl, dass das, was wir Zivilisation nennen, nur ein dünner Firnis ist“, so Berg.

Als weißer Europäer über die Geschichte der Afroamerikaner zu schreiben kam allerdings nicht bei allen Schwarzen gut an. Doch Berg ist überzeugt: „Man muss nicht Teil einer Gruppe sein, um darüber zu forschen.“ Er studiere dieses Thema, weil es ein wichtiges Thema sei.

gc